

# In freier Stunde

◆ Unterhaltungsbeilage zum „Posener Tageblatt“ ◆

Nr. 203.

Posen, den 5. September 1928.

2. Jahrg.

Copyright by Eden-Verlag G. m. b. H., Berlin W.

## Richter Mayell.

Von Edgar Wallace.

Berechtigte Uebersetzung von Dr. Manfred Georg.  
22. Fortsetzung. (Nachdruck untersagt.)

„Einen Augenblick.“ Timothy tastete in seiner Tasche.

„Wenn Sie gelogen haben, so ist es eine glaubhafte Lüge und eine, die mir Spaß macht. Das wird mein Gewissen beschwichtigen.“

Er ließ zwei Scheine in die Hand des Mannes gleiten.

Chelwyn war einen Augenblick lang sprachlos. Dann fragte er:

„Wo wohnen Sie in London, Herr Anderson?“

„Im Brussel Hotel.“

„Im Brussel Hotel. Ich werde es nicht vergessen. Ich werde es schon erfahren, wenn irgend etwas geplant wird, und Ihnen dann Nachricht geben. Sie sind ein Gentleman, Herr Anderson.“

„Das hat Herr Brown auch schon gesagt.“ Timothy fuhr ab mit einer ungewöhnlichen Heiterkeit im Herzen.

Wenn Timothy heiter sein konnte trotz der bedrückenden Begleiterscheinungen, die den Abend seiner Ankunft in London verdüsterten, so war er ein wahres Muster an Fröhlichkeit. Ein feiner Regen sprühte herab, als das Auto seinen Weg durch ein Labyrinth armseliger Gäßchen dahinquetschte. Im Vorbeifahren konnte er durch die verregneten Scheiben der Droschke die elenden Bewohner sehen, grotesk und unwirklich an Gestalt.

Dann auf einmal änderte sich das Aussehen der Stadt, und er befand sich in einer breiten, lichtüberfluteten Straße. Bäume, große, offene, hellbelichtete Plätze. Die Straßen wurden belebter, der Verkehr dichter, dann aber bog die Droschke wieder ins Halbdunkel und fuhr vor dem Hotel vor.

Ein Portier öffnete den Wagenschlag.

„Haben Sie Ihr Zimmer vorausbestellt?“

Timothy gab leutselig zu, daß dies der Fall sei.

Als er erwachte, strahlte ihm ein schöneres London entgegen als am Abend vorher. Er sah altertümliche Gebäude, wie Cruikshank sie zu zeichnen liebte, er sah grüne Plätze und noch grünere Bäume.

Mary wohnte im Carlton-Hotel, und er hatte sich zum Lunch mit ihr verabredet. Mit ihrem Drachen hatte er sich zwar nicht verabredet, aber er wußte, daß der auch dabei sein würde. Er frühstückte und wollte gerade das Hotel verlassen, als er auf Chelwyn stieß.

Man würde ihm Unrecht tun, wenn man behaupten wollte, daß Timothy seine Freigebigkeit vom Abend vorher bereute. Immerhin hatte er Befürchtungen, ob er nicht ein wenig großzügig gewesen sei. Der Besuch des Herrn Chelwyn so früh am Morgen, der wie aus dem Ei gepellt und ganz zuverlässig aussah, war schon ein wenig verdächtig; es stellte sich jedoch bald heraus, daß das Mißtrauen unbegründet war.

„Kann ich Sie einen Augenblick allein sprechen, Herr Anderson?“ fragte der rothaarige Mann.

Timothy zögerte.

„Kommen Sie ins Empfangszimmer.“

Es war der einzige Raum, der um diese Morgenstunde leer war. Herr Chelwyn legte Hut, Stock und die funkelnagelneuen gelben Handschuhe hin, ehe er sprach.

„Also, Herr Anderson, ich bin gekommen, um Ihnen ein paar Mitteilungen zu machen, die Sie überraschen werden.“

„Haben Sie vielleicht einen goldenen Ziegelstein von Ihrem Onkel Georg aus Alaska bekommen?“ fragte Timothy argwöhnisch, „so etwas kaufe ich nämlich nicht.“

Der Mann lächelte und schüttelte den Kopf.

„Sie glauben doch wohl selber nicht, daß ich solchen Blödsinn bei Ihnen versuchen werde. Nein, es handelt sich um etwas viel Ernsteres. Ehe ich fortfahre, möchte ich Sie darauf aufmerksam machen, daß ich nicht um Geld bitte. Ich bin Ihnen dankbar für das, was Sie gestern Abend für mich getan haben, Herr Anderson. Ein Gauner hat Frau und Kinder ebenso gut wie jeder andere. Ich habe dieses merkwürdige Geschäft zehn Jahre lang getrieben, aber nun habe ich es aufgesteckt für immer.“ Er sah sich um und senkte seine Stimme. „Herr Anderson, ich sagte Ihnen gestern Abend, daß wir fünf oder sechs Wochen aus England fort waren. Ist Ihnen denn das nicht aufgefallen?“

„Durchaus nicht.“

„Das kommt daher, daß Sie den Betrieb nicht kennen. Im allgemeinen, wenn wir diese Linien abgrasen, fahren wir bis Kapstadt und gehen dann mit dem nächsten Schiff wieder zurück. Was glauben Sie wohl, weswegen wir in Funchal geblieben sind — denn auf diesen kurzen Fahrten kann man kein Geld machen, das kann man nur auf der langen Strecke zwischen Madeira und Kapstadt.“

„Ich habe nicht die leiseste Ahnung,“ sagte Timothy müde. „Ich kann mich nicht einmal daran erinnern, Sie in Funchal gesehen zu haben —“

„Wir spielten niedrig,“ unterbrach der Mann.

„Das kann ja sein. Aber wenn Sie gekommen sind, um mir Ihre interessante Lebensgeschichte zu erzählen, Rotkopf, so machen Sie es möglichst kurz — die Geschichte, meine ich, nicht etwa Ihr Leben.“

„Gut, ich werde so schnell wie möglich erzählen. Ich arbeite nicht immer mit Brown, ich habe eigentlich erst dreimal vorher mit ihm gearbeitet. Ich bin keine große Nummer mit den Platten —“

„Den Platten —?“

„Mit den Karten,“ verbesserte der Mann. „Ich meine, ich bin beim Kartenspiel nicht so geschickt, wie mancher andere. Ich habe einen gewissen Ruf für Prügeleien. Ich habe niemals einen Kameraden im Stich gelassen, und ich war für jeden Krach zu haben. Vor ungefähr zwei Monaten hat Brown nach mir geschickt — er bewohnt eine Etage in Piccadilly und lebt wie ein Lord. Er sagte mir, daß er in besonderem Auftrag nach Madeira ginge, daß er von einer Dame in Paris gemietet worden sei — von einer Frau Serpilot (es ist vielleicht besser, wenn Sie sich das notieren) — um eine junge Dame im Auge zu behalten, die dorthin kommen würde. Sie müssen bedenken, der jungen Dame sollte kein Leid geschehen, sondern der Grund war, daß sie

wahrscheinlich von einem Mann begleitet werden würde, und dem sollten wir auf die Fingern sehen.“

„Wie heißt die junge Dame?“ fragte Timothy schnell.

„Fräulein Maxwell. Und Sie sind der Bursche, den wir außer Gefecht setzen sollten. Browns Gedanke war es, Sie pleite zu machen. Dann, sobald Sie in London angekommen wären, sollte einer seiner Komplizen Ihnen begegnen und Ihnen Geld anbieten. Sie haben sich die Verschuldigung gegen Sie ausgedacht, daß Sie unter falschem Vorwand Geld herausgeschwindelt hätten, und dann wären Sie festgenommen worden.“

Timothy runzelte die Augenbrauen.

„Hat Frau Serpilot diesen Plan entworfen?“

„Nein, sie gab Brown nur die Richtlinien an. Sie hat aber niemals gesagt, was mit Ihnen geschehen sollte. Sie sollten nur daran verhindert werden, die junge Dame zu begleiten.“

„Wer ist Frau Serpilot?“

„Da fragen Sie mich zuviel. Wahrscheinlich so eine alte Witwe, aber Brown hat mir nie viel von ihr erzählt. Er hat von ihr Anweisungen bekommen, als er in Paris war, mehr habe ich nie erfahren. Ich ging mit ihm nach Madeira, weil er wußte, daß ich ein Grobian bin — aber ich war nicht grob genug,“ fügte er mit trockenem Lächeln hinzu.

Timothy streckte die Hand aus.

„Rotkopf, bitte, verzeihen Sie mir die Orange.“

„Oh, das macht nichts, das gehört zur täglichen Arbeit. Es hat mich ein bißchen gereizt, und mein Auge ist etwas entzündet, aber das braucht Sie weiter nicht zu kümmern. Was Sie jetzt tun müssen, ist, auf Brown aufzupassen, denn der ist auf Sie veressen wie der Teufel auf die arme Seele.“

„Ich werde mich auch nach Frau Serpilot umsehen. Wahrscheinlich werde ich nach Paris gehen.“

„Sie ist jetzt nicht in Paris, soviel kann ich Ihnen sagen,“ entgegnete der Mann. Die Depesche, die Brown in Liverpool bekam, war aus Monte Carlo.“

„So, na Monte Carlo ist sogar noch reizvoller als Paris.“

### XVIII.

Als Chelwyn Timothy verlassen hatte, blieb dieser in tiefen Gedanken zurück. Wer war Frau Serpilot, diese alte Dame, die ein so großes Interesse daran hatte, daß Mary allein reise? Und warum, warum war sie aus Paris nach Monte Carlo gefahren, jetzt, wo die Saison doch schon vorbei war? Denn er und Mary hatten unter sich ausgemacht, daß London und Paris nur kurze Pausen sein sollten auf dem Wege nach der Riviera. Warum hatte Frau Serpilot ihre Pläne gleichzeitig geändert? Das war kein Zufall mehr. Zum Lunch war er mit Mary allein, denn ihre Anstandsdame hatte Kopfschmerzen.

„Mary“, begann er, „können Sie mir sagen, wie es kam, daß wir auf dem Dampfer unsere Pläne umgestoßen haben und uns entschlossen, direkt nach Monte Carlo zu fahren, anstatt in Paris zu bleiben?“

„Ja,“ sagte sie sofort. „Erinnern Sie sich nicht, ich erzählte Ihnen doch von diesen schönen Ansichten, die ich auf dem Schiff gesehen habe.“

„Wo haben Sie sie denn gesehen?“

„Ich fand sie eines Tages in meiner Kabine. Der Steward hat sie wohl liegen lassen. Es waren ganz wunderschöne Reproduktionen, Farbendrucke und Photographien — erzählte ich Ihnen denn nicht davon?“

„Ja, jetzt erinnere ich mich. So, in Ihrer Kabine haben Sie sie gefunden? Na, auf meiner Pritsche hat niemand so schöne und reizvolle Bilder von Monte Carlo liegen lassen, aber das wird mich kaum hindern, trotzdem nach Monte Carlo zu fahren.“

Jetzt hatte sie endlich die Gelegenheit gefunden, die sie schon seit einer Woche suchte: „Ich möchte Sie etwas fragen, Timothy. Frau Kenfrew erzählte mir neulich, daß Sie „Trau-Alten-Chancen“ Anderson genannt werden. Warum eigentlich?“

„Nun, wahrscheinlich doch, weil ich allen Chancen traue. Das habe ich mein ganzes Leben lang getan.“

„Sie sind doch kein Spieler, Timothy, wie?“ sie sagte das sehr ernst. „Ich weiß, daß Sie wetten und Karten spielen, aber das tun die Männer oft zum Vergnügen und das ist schon ganz richtig. Aber wenn ein Mann es darauf anlegt, seinen Lebensunterhalt damit zu verdienen, und wenn es ihm auch wirklich gelingt, durch Glücksspiel sein Leben zu fristen, dann gehört er in ein anderes Leben und zu anderen Menschen.“

Er schwieg.

„Sie sind für so ein Leben viel zu gut, Timothy,“ fuhr sie fort. „Es gibt viele Chancen, die ein Mann ergreifen kann, wenn er seinen Verstand gebraucht, und seine Kraft und Geschicklichkeit einsetzt. Wenn er damit gewinnt, dann ist sein Spiel sicher. Er verliert es nicht am nächsten Tag oder im nächsten Monat, er wird dann immer Gewinne einstreichen, Timothy.“

Seine erste Regung war die des Aergers. Sie rührte an die wunde Stelle seiner Eitelkeit, und er war ganz überrascht, wie empfindlich er war. Alles, was sie sagte, war wahr, ja, blieb hinter der Wahrheit noch zurück. Sie konnte nicht ahnen, wie weit bei ihm Wille und Neigung von gewöhnlicher Arbeit entgegen waren, und wie wenig seine Zukunftspläne wirkliche Leistungen in Betracht zogen. Er sah die Arbeit nicht als etwas an, das man festhalten und ausbauen müsse, sondern nur als einen Notbehelf zwischen zwei erfolgreichen Chancen. Er erschrak fast, als ihm diese Wahrheit ins Bewußtsein kam. Das Mädchen war nervös und ängstlich darauf bedacht, ihn nicht zu verletzen; sie wußte aber sehr wohl, daß sie einen heißen Punkt berührt hatte.

„Timothy, ich möchte, daß Sie die jetzige Phase Ihres Lebens überwinden, um Thretwillen und um meinetwillen, denn Sie sind mein Freund, und ich möchte stolz auf Sie sein. Frau Kenfrew spricht von Ihnen wie von einem Spieler und sagt, trotz Ihrer Jugend sei Ihr Name wohlbekannt unter denen, die lieber wetten als wägen. Ist das denn wahr, Timothy?“

Sie legte ihre Hand auf die seine und sah ihm ins Gesicht. Er wich ihren Augen aus:

„Es ist wohl wahr, Mary. Wie es so gekommen ist, das weiß ich heute selbst nicht mehr. Ich habe wohl ein bißchen über die Schnur gehauen, und ich bin Ihnen dankbar, daß Sie mir ein Halt zurufen. Oh nein, ich bereue die Vergangenheit nicht — alles hat seinen Nutzen — und ich habe die Chancen gut ausgenützt. Aber ich sehe ein, daß es für einen Mann andere Chancen gibt, als auf die Schnelligkeit eines Pferdes zu setzen oder gegen Zero zu spielen. Vielleicht werde ich mich, wenn ich nach London zurückkomme, als anständiger Bürgersmann niederlassen und Hühner züchten oder etwas Ähnliches.“

Er sprach in vollem Ernst, obgleich sie zuerst meinte, daß er sarkastisch wäre.

„Und Sie werden nicht wieder spielen?“

Er zögerte mit der Antwort.

„Das ist nicht richtig,“ sagte sie schnell. „Ich meine, es ist nicht richtig von mir, Sie so zu fragen. Es ist fast grausam. Sie nach Monte Carlo fahren zu lassen und von Ihnen zu verlangen, nicht am Spieltisch zu setzen. Aber versprechen Sie mir eins, Timothy, daß Sie mit Spielen aufhören werden, sobald ich es von Ihnen verlange.“

„Hier ist meine Hand darauf,“ Timothy strahlte schon bei der Aussicht, daß er überhaupt spielen durfte. „Von jetzt ab —“ hob feierlich die Hand. „Kennen Sie übrigens eine Frau Serpilot?“

Sie schüttelte den Kopf.

„Nein, ich habe den Namen niemals gehört.“

„Haben Sie keine Verwandten oder Freunde in Frankreich?“

„Keine.“

(Fortsetzung folgt.)



## Von unserem eigenen Korrespondenten

Ich wüßte schon immer, daß Schauspieler außerordentlich abergläubisch sind; aber erst gestern wurde ich mir ganz und gar bewußt, mit welchem fanatischem Eifer der Überglaube bei den Hollywooder Filmleuten gepflegt wird. Ich sprach gerade mit Emil Jannings in seinem Ankleidezimmer im Paramount Atelier, als ein Bote hereinkam und dem deutschen Star mitteilte, daß er in der Szene seines neuesten Films, welcher von Ludwig Berger inszeniert wird, gewünscht sei. Als wir die Garderobe verließen, wurde ich in höchstes Staunen versetzt, als ich sah, wie Jannings sich dreimal vor einem kleinen Bronze-Buddha verneigte, welcher direkt am Ausgang angebracht war.

Verwundert fragte ich ihn: „Warum taten Sie das?“  
„Um Glück zu haben!“ erwiderte er einfach.

Der Buddha soll ein Geschenk seiner Gattin sein, die ihn von einer Bekannten aus Indien erhielt. Frau Jannings warnte Emil, niemals das Zimmer zu betreten oder zu verlassen, ohne sich vor diesem Götzen zu verbeugen, wenn er Ungemach im Atelier vermeiden wolle.

Als er mir alles dieses erklärt hatte, fragte ich Jannings, den ich bis dahin immer als einen Intellektuellen ersten Ranges kannte, ganz bestimmt: „Aber Sie sind doch sicherlich nicht abergläubisch?“

„Nein, für gewöhnlich bin ich nicht abergläubisch,“ antwortete er, „aber dieser kleine Buddha scheint tatsächlich irgend eine geheime Macht über meine Angelegenheiten ausüben zu können. Ich habe es schon oft ausprobiert, und jedesmal, wenn ich ohne Verbeugung forsche, gibt es im Atelier Unannehmlichkeiten.“

„Einmal,“ setzte er seine Erzählung fort, „als ich nicht vor meinem Buddha salutierte, kam ein Kleingeldstück aus dem Gleichgewicht und fiel gegen meinen Kopf und meine Schulter. Daß die schmerzhaften Verletzungen, welche ich mir dabei zuzog, gerade angenehm waren, kann ich nicht behaupten! Ein anderes Mal war ich in großer Eile und vergaß darüber die Verneigung. Erst als ich bereits zwanzig Meter entfernt war, fiel es mir ein. Ich zögerte. Sollte ich doch lieber umkehren? Ich beschloß, meinen Buddha, der immer so ehrwürdig von seinem Thron herunter-schauend, einmal auf die Probe zu stellen und setzte meinen Weg fort. An diesem Morgen strafte er mich mit einer Flut von Nergernissen. Die Lichter funktionierten nicht; einige Schauspieler erkrankten; ich verletzten meinen Fuß; und mein Kostüm erst! — Es war ein sehr teures, welches meinen Schneider manches graue Haar gekostet hatte! — Eine Flasche Tinte ergoß sich über den Kermel und ruinierte es vollkommen.“

„Mittags, als ich in meine Garderobe zurückkehrte, fiel mein erster Blick auf den Buddha. Ja, nun wußte ich, woher alles Ungemach gekommen war! Rasch verbeugte ich mich vor ihm, und am Nachmittag verlief alles wie am Schnürchen und ich hatte keine unangenehmen Störungen zu verzeichnen. Ich kann mir diese Geschehnisse nicht erklären. Jedenfalls so viel steht fest: jedesmal, wenn ich meine Verbeugung vergesse, verfolgt mich das Unglück so lange auf Schritt und Tritt, bis ich wieder mit meinem Buddha Frieden geschlossen habe.“

Ich wiederholte Jannings Überglauben einem Atelierleiter der Paramount. Dieser lachte und erzählte mir, daß Jannings heilende nicht der einzige sei.

„Jeder Star hat irgend einen besonderen Talisman oder Mikus, welchem er oder sie mit fanatischer Blindheit gehorcht,“ sagte er. „Dola Negri beginnt nicht eher mit einem neuen Film, bis sie ein gewisses Vieblingesfotel — ihr Glücksschneidechen — in ihren Armen gehalten hat. Florence Vidar trägt immer eine chinesische Münze, welche sie in Shanghai erstand. Esther Nelson ist am Morgen, an dem sie die ersten Vorbereitungen für eine neue Rolle trifft, stets Pflaumen zum Frühstück. Clara Bows Talisman ist Glücksklee. Er wurde ihr von einer alten Zellan-berin mit auf die Weife gegeben, als sie ihr Elternhaus verließ, um nach Hollywood überzusiedeln. Bebe Daniels beharrt darauf, daß ihre ersten Großaufnahmen für einen jeden neuen Film mit einer alten Kamera gemacht werden, vor welcher sie für ihre ersten Filmaufnahmen postete. Mary Brian hält sich an einen Hasenfuß, das Geschenk einer alten Negerin. Harold Lloyd trägt bei den Großaufnahmen für einen neuen Film stets seine Horn-வில், die er zu allererst sein eigen nannte. Adolphe Menjou bindet immer einen alten Schlips um, den er in seinem ersten Film trug. Charles Rogers hat die Photographie seiner Mutter in der Tasche. Wallace Beery bekommt man nie ohne seinen Glücksering, der mit Diamanten und anderen Steinen besetzt ist,

zu sehen. Und so geht es weiter bis hinunter zum unbedeutendsten Komparien.“

Hollywoods Besucher staunen immer über die vielen Schauspieler mit langem Haar. Dieser Umstand ist sehr leicht erklärlich. Es kommt oft vor, daß eine neue Rolle wehende Locken vorschreibt. Wenn dem nicht so ist, kann der Friseur schnell mit der Schere einspringen, aber sich die Haare über Nacht wachsen lassen, so weit sind wir heute noch nicht fortgeschritten. Darum ist Hollywoods Schlagwort: „Wenn nicht beschäftigt, bereite dich auf dein neues Engagement vor!“

Flieger haben augenblicklich die besten Aussichten auf feste Anstellung in Hollywood. Es gibt in der Filmmetropole unter den Tausenden Komparien viele Schauspieler-Flieger, und die meisten können sich nicht beklagen, denn sie waren in den letzten zwölf Monaten fast alle ständig beschäftigt. Das außerordentliche Interesse am Fliegen, welches durch die verschiedenen Ozeanflüge von Lindbergh, Chamberlin, Byrd, Koehl und von Ginefeld, sowie Fräulein Erhart überall erweckt wurde, hat den Fliegerfilm zum allgemeinen Tagesgespräch gemacht. Das Vorzüglichste in Fliegerproduktionen ist ohne Zweifel mit „Wings“, dem packenden Heldendrama der Lüfte, mit Clara Bow, Charles Rogers und Richard Arlen in den Starrollen, erreicht werden. Die Paramount verwandte über ein Jahr intensiver Arbeit an der Herstellung dieses Films, welcher jedoch sein erstes Jahr am Broadway beendete. Der Autor von „Wings“, John Monk Saunders, der Regisseur William Wellman und auch Richard Arlen waren im Weltkrieg als Flieger tätig.

Vielleicht interessiert es Sie, wer te Lezer und Leserinnen, daß Ruth Eider, die erste Frau, welche den Ozeanflug unternahm — leider war ihr Frau Fortuna nicht hold, und sie landete bei den Azoren — nun ein Filmstar ist. Sie bestand kürzlich im Hollywooder Paramount Atelier eine Serie von Filmproben zu allgemeiner Befriedigung und wurde daraufhin von der Paramount verpflichtet. Fräulein Eider betätigt sich zum ersten Mal im Film, und zwar als Gegenpielerin Richard Dix' in seiner neuesten Produktion.

Adolphe Menjou hatte vor dreizehn Jahren eine kleine Rolle in einem Film „Die weiße Feder“ inne. Für seine Dienste erhielt er fünfzehn Dollars. Eine der sechs Dollar-pro-Woche-Komparinnen in diesem Film war Evelyn Brent, welche damals noch ein ganz kleines Mädel mit einem riesig großen Ehrgeiz war. Heute haben sie zusammen einen neuen Film beendet; aber ihre Staturen und Gehälter sind ein kolossaler Unterschied im Vergleich mit denen von 1915. Menjou ist der Star in „Der Maharadscha von Domelanien“ und Evelyn Brent ist seine Gegenpielerin. Betreffs ihrer Gehälter können Sie schon ruhig mein Ehrenwort nehmen: sie bekommen genug!

Eine der besten Auskunftsquellen im Atelier ist der erste Elektriker. Er ist täglich in Kontakt mit den Stars, kennt die guten Punkte eines jeden und weiß auch, wie er sie durch tadellose Beleuchtung am vorteilhaftesten vor der Kamera herausbringen kann. Durch diesen Angestellten des Paramount Ateliers erfuhr ich, daß Pola Negri die einzigste Schauspielerin ist, deren Hände speziell beleuchtet werden, um das auffallend pantomimische Talent, welches diesem vielseitigen Star eigen ist, hervorzuheben. Die Kamera registriert ihre leiseffen Geistes genaueste. Madame Negri ist der Ansicht, daß die Hände, gleich nach dem Gesicht, die größte Hilfe des Filmschauspielers sind.

Der Stolz ist das größte Hindernis für ein junges Mädel, das nach Hollywood kommt, um sich im Film zu betätigen. Dieser ist Dorothy Arzners Ansicht — die Ansicht des einzigen weiblichen Regisseurs in der Filmindustrie. Jeder, der wie Fräulein Arzner als Szenothistin beginnt und sich Schritt für Schritt hocharbeitet, hat selbstverständlich Anspruch auf höfliches Gehör. Im Laufe des Gesprächs hat ich sie, mir doch ihre Ansichten mitzuteilen und mir etwas über ihre Erfahrungen zu berichten, so daß ich es an die vielen Hundert filmwütigen jungen Menschen weitergeben kann, welche mich oft um Rat und Hilfe bitten.

„Ehrgeiz ist größer als Stolz,“ betonte Fräulein Arzner. „Das Mädel, das nach Hollywood kommt, sollte ein Ziel haben, nämlich in einem Atelier irgend eine Beschäftigung anzunehmen.“

Chancen kommen später von selbst. Das Wädel, das sein großes Ziel darin sieht, daß es sich einen Namen als Schauspielerin erwirkt, sollte nicht zögern, wenn ihm eine Anstellung als Dienstmädchen oder Telephonistin im Meister geboten wird, bis ihr großer Tag kommt. Es gibt keine Königsstraße zum Ruhm."

Paul Kirchhoff:

## Schließ sacht die Tür...

Schließ sacht die Tür, damit das Marktgehl  
Der Gasse nicht in unsre Klause dringe.  
Die Melodie der Menschen und der Dinge  
Klingt wie Gespensterlärmen, irr und hochl.

Und laß aus deiner Brutt Juwelenkrein  
Dein sonnenreinstes Lächeln uns umblühen,  
Dann ~~wird~~ des Lebens Lorentanz und Mühen  
Uns wie ein schemenblaßes Traumbild se...

Durch Lärm und Leid zu gehn ist Menschenlos.  
Gib deine liebe Hand und laß uns schweigen:  
So wirft der Stunden Auf- und Niederneigen  
Das sarge Gold des Glücks in unsern Schoß.

(Mit besonderer Genehmigung des Verfassers dem Gedichtbande „Hoher Mittag“ von Paul Kirchhoff entnommen. Verlag Karl Storz, Darmstadt.)

## Krieg im Tierreich.

Ueber dem stillen See schwingen in geschmeidigen Kurven die schimmernden Libellen. Ihre zarten Flügel leuchten im Sonnenlicht wie durchsichtiges Perlmutter, jetzt finden sich zwei von ihnen zu fröhlichem Liebespiel, fliegen vereint weiter durch blaue Sommerluft in einem seligen Gleiten und Schweben. Wie schön sind diese tanzenden Libellen, die wie Sommergedanken durch das Blau schwirren. Daß sie gefräßige Raubtiere sind, will einem gar nicht in den Sinn, bis man einmal beobachtet, mit welcher Kraft und Unerbittlichkeit sie etwa einer Fliege den Garaus machen. Nein, im Insektenreiche ist die Libelle nicht beliebt. Man tut gut, ihr aus dem Wege zu gehen, wenn man selber ein lebenshungriges Insekt ist. Nur für den Aesthetiker gehört die Libelle zu dem Schönsten, was der Sommer bringt. So lange noch Libellen durch die Luft gaukeln, so lange ist auch noch Sommer. So lange können wir selber den süßen Sommertraum träumen. Erst wenn die Herbstwinde kommen, stirbt auch die Libelle. Matt sinkt die Schöne zu Boden, nachdem sie ihre Eier in den Sand gelegt hat, und stirbt eines schnellen Todes, Beute der Ameisen, die ihren Leib zerfressen.

Doch schon ist der herrlichen Libelle ein Rächer entstanden, denn aus den Eiern schlüpfen im Herbst die Kinder der Libelle, die uns als „Ameisenlöwen“ bekannt sind und die als die gefürchtetsten Feinde der Ameisen gelten müssen. Der graubraune Käfer ist etwa anderthalb Zentimeter lang. Der Hinterleib besteht aus beweglichen Ringen, die mit feinen Härchen besetzt sind. Der schiffbirmige Kopf ist mit Kieferzangen ausgerüstet, die dem Ameisenlöwen bei seiner Jagd auf Beute unentbehrlich sind.

In Kiefernwäldern hat man häufig Gelegenheit, diesen Feind der Ameisen zu beobachten. Vorhanden ist er überall da, wo sich im Boden trichterförmige Löcher, die zum Teil sogar einen oberen Durchmesser von 5 Zentimetern haben, finden. Wenn man auf diese Löcher tritt, sollte man sich die Mühe nicht verbieten lassen, einmal Zuschauer zu spielen. Diese Trichter hat der Ameisenlöwe mit seinem beweglichen Hinterleib in die Erde gebohrt. Es ist gewissermaßen ein Schützengraben, in den er sich vollständig einwühlt, so daß man an der Stelle, wo sein Kopf an die Oberfläche stößt, nur den Sand ganz leise hin- und herrutschen sieht. Sobald der Ameisenlöwe das Trappeln von Ameisen hört, merkt er auf, und ist eine Ameise so unvorsichtig, über seinen Trichter zu laufen, da sie die Nähe des Räubers nicht ahnt, so fährt er zu und umklammert die Ameise mit seinen Zangen, um sie alsdann mit unwiderstehlicher Gewalt in den Sand hinabzuziehen, so daß man nur gerade ihren Kopf herausragen sieht. Obwohl die anderen Ameisen den Unfall der Genossin bemerken, eilen sie ihr nicht zu Hilfe, — sie scheinen zu wissen, daß sie den Kampf gegen einen Ameisenlöwen nicht aufnehmen können. Dieser aber saugt wie ein rechter Löwe seiner Beute Säfte und Blut aus, um dann den ausgegogenen Leichnam wieder zu seinem Trichter hinauszurufen und auf neue Beute zu warten, an der ja nirgends Mangel ist. So verbringt der junge Ameisenlöwe den ersten Herbst, überwintert ein zweitesmal und hat noch einen ganzen Sommer in dieser Form zu durchleben. Dann erst verpuppt er sich und wird zur Libelle, mit der er nicht die Schönheit, wohl aber die Kraft der Kieferzangen gemeinsam hat. Kind der Libelle und Mutter der Libelle zugleich ist dieser Ameisenlöwe, der uns als ein recht plumper Geselle erscheint, und doch nur wenige seinesgleichen im Insektenreiche hat. Gleich der Raupe ist auch er nur eine Vorform jenes beschwingten Lebewesens, das einen kurzen Sommer lang in Luft und Licht sich wiegen darf, dem aber die wichtige Aufgabe obliegt, für die Fortpflanzung der Art zu sorgen. Libelle wie Ameisenlöwe gehören mithin den aparten Daseinsformen an, von denen man nicht sagen kann, daß „Hunger und Liebe“ das Getriebe erhalten, sondern in denen sozusagen eine Trennung

eintritt, indem der einen Form der Antrieb durch den Hunger, der anderen aber die Liebe vorbehalten ist. Der Ameisenlöwe ist demnach die Jugendform der Libelle, die in glücklicher Unbestimmtheit nur für die Befriedigung des leiblichen Hungers zu sorgen braucht. Dieser körperliche Hunger ist dann allerdings in seiner Vollenendungstufe, der Libelle, auch nicht ganz ausgeschaltet, wovon uns mancher elend ausgefaugte Fliegenleib, den die Libelle aus der Umklammerung ihrer Kiefer entläßt, Kunde gibt, Kampf im Tierreich, wohn wir blicken. Wir könnten uns versucht fühlen, es Grausamkeit zu nennen, aber kein Tier ist unnötig grausam, — alles vollzieht sich nach den Gesetzen der Zweckmäßigkeit, die jedem Wesen eingeboren sind und nach denen es eingestuft ist in den großen Rhythmus des Lebens, der Werden und Entstehen auf der einen Seite und Untergang und Vernichtung auf der andern ist.

## Aus aller Welt.

**Neue Opern bekannter Komponisten.** Walter Braunsfels hat die Musik zu einem Märchenpiel „Der wüste Wolf“ vollendet, das im Laufe der kommenden Spielzeit zur Uraufführung kommen wird. — Die neue Oper von Ermanno Wolf-Ferrari „Ely“ gelangt im Herbst an der Dresdener Staatsoper zur Uraufführung. Der Komponist arbeitet gegenwärtig an einem neuen Werk „Ginevra degli Amieri“, das seiner Vollendung entgegengeht. — Das Königsberger Opernhaus hat die deutsche szenische Uraufführung der Pantomime mit Gesang „Les Noce“ (Russische Bauernhochzeit) von Igor Strawinsky erworben, und wird das Werk im September herausbringen.

**Ein Physikerkongreß von außergewöhnlichem Ausmaß.** In Moskau wurde der internationale Physikerkongreß eröffnet, an dem neben Hunderten von russischen Gelehrten, Professoren aus fünf- undzwanzig westeuropäischen Staaten, darunter auch eine Reihe deutscher Gelehrter teilnehmen. Der Kongreß tagt zu gleicher Zeit in den vier Städten Moskau, Nischni-Nowgorod, Kasan und Saratow.

**Handschriften von Carlhe.** Auf einer in den letzten Tagen in London stattgefundenen Versteigerung wurden auch zwei Handschriften des englischen Schriftstellers Carlhe ausgedoten, nämlich der erste Entwurf von „Post and Present“ und das Manuskript, das in die Sekerei gegangen war. Beide wurden für 2200 Pfund (66 000 Mark) an einen amerikanischen Sammler verkauft, der eine derselben dem britischen Museum in London überwies.

**Die abgebißene Nase.** Der Gaujierer Karl Bajics der ungarischen Drischhaft Droschaza, geriet mit seiner Geliebten in Streit, weil sie sich von ihm trennen wollte. Pöblich spwang Bajics auf das Mädchen zu, packte sie mit beiden Händen am Hals, und biß ihr die Nase bis auf die Wurzel ab. Die Vermitte wurde lebensgefährlich verletzt ins Krankenhaus gebracht. Sie wird zum mindesten dauernd verunstaltet bleiben, da es nicht gelang, die abgebißene Nase zu finden. Der tolle Liebhaber wurde festgenommen.

**Das Haus mit den goldenen Türgriffen.** In der fünften Avenue in Newyork steht ein zwölf Stockwerke hohes Haus, in dem alle Türgriffe mit einer Goldlage überzogen sind. In einer der Etagen sind selbst alle Schlösser, Türgriffe und Schlüssel von Gold. Das „Haus mit den goldenen Türgriffen“ ist in der ganzen Welt bekannt. Im Jahre 1913, ein Jahr nach seiner Fertigstellung, wurden rund acht Millionen Dollar für das Haus bezahlt. Eine Zimmerflucht von 25 Räumen und Mietern von 720 000 Mark waren unbekannt Dinge, ehe das Haus gebaut war. Und merkwürdig genug, seit der Fertigstellung des Hauses hat bis heute auch nicht ein einziges Gemach leer gestanden.

**Londoner Bluttransfusionsdienst.** Die Londoner Bluttransfusions-Bereitschaft besteht aus einer Gemeinde von 500 Personen, die in ständiger Bereitschaft sind, ihr Blut zur Uebertragung bei gewissen Krankheiten zur Verfügung zu stellen. Es handelt sich meist um jüngere Leute, Mitglieder der Boy Scouts und anderer Jugendorganisationen, die auf telephonischen Anruf in der Zentrale sich sofort nach den Krankenhäusern begeben, um hier geschöpft zu werden. Gegen 10 000 Anforderungen werden alljährlich in London von den Ärzten getätigt.

**Grammophonplatten für die Westentasche.** Englische Zeitungen berichten über eine Erfindung von Grammophonplatten, deren Material es gestattet, sie zusammengerollt in der Westentasche unterzubringen, ohne daß die klangliche Wiedergabe irgendwie beeinträchtigt wird.

## Fröhliche Ecke.

Richter: „Ungeklagter, wenn mir die Hälfte von dem wahr ist, was die Zeugen gegen Sie ausgesagt haben, dann muß Ihr Gewissen so schwarz sein wie Ihr Haar!“

„Na, Herr Richter, wenn man das Gewissen nach dem Haar beurteilt, dann haben Sie doch überhaupt keins!“

\*

Klein-Friedrich: „Sag mal, Tante, warst du früher Dichterin?“

Tante: „Wie kommst du denn darauf, Kind?“

Klein-Friedrich: „Na, weil Mammi gestern vor deiner Ankunft zu Papi sagte, du hättest früher schöne Geschichten gemacht!“